



Abend=

Zeitung.

306.

Freitag, am 23. December 1842.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comtoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: R. G. Th. Winkler (Th. Sell).

## Wanderung durch das Rhone- und Chamounithal nach Genf.

(Fortsetzung.)

Die politische Organisation des Cantons ist, nebst jener von Graubünden, die originellste und verwickeltste in der ganzen Eidgenossenschaft; alle Welt kennt die durch diese Verhältnisse in neuester Zeit herbeigeführten Wirren. St. Maurice und der gesammte untere Theil von Wallis bis zum Flusse Morse war ehemals unterthäniges Gebiet der 7 freien Bezirke der Centen des obern Wallis und jeder dieser Centen eine eigene selbstherrliche, mit den anderen Centen verbundene Republik unter selbstgewählten Obrigkeiten und selbstgegebenen Gesetzen. Später zerfiel Oberwallis in 8 Centen, die früheren unteren Landvogteien wurden aber zu 5 eben so freien Centen oder kleinen Republiken erhoben, und das ganze Land bildet einen Föderativstaat, ungefähr wie Graubünden — ein Verhältniß, welches bei zwei so verschiedenen Völkerstämmen, ungleich in Sprache, Character und Gesittung, nothwendig zu Zwisten und Zerwürfnissen führen muß.

Das ganze Wallis ist katholisch und trägt das diesem Glauben eigene romantische Gepräge, das um so mehr abstricht, wenn man aus dem erzprotestantischen Berner Cantone herüberwandert. Mag der Menschenschlag jenseits gebildeter, wohlhabender, ja wohl auch physisch schöner seyn, das Land blühender, abwechselnder, cultivirter, ja reizvoller, mögen sich, wenn man an dasselbe zurückdenkt, im Ganzen lieblichere Erinne-

rungen daran knüpfen; es ruht denn doch, wenn auch nicht auf der dortigen Natur, doch auf der dortigen Menschenwelt eine ganz eigene Nüchternheit, ja, ich möchte sagen, ein prosaischer Sinn, der am Ende denn doch keine rechte romantische Naturbegeisterung aufkommen läßt. Es fällt schwer, sich darüber auch nur auszusprechen, noch schwerer, dafür einen sinnlich einleuchtenden Grund anzugeben, denn das dem ganzen Wallis eigenthümliche katholisch-romantische Gepräge beruht wahrlich in der Hauptsache nicht auf der eigenen Form der Kirchen und ihrer meistens grünen Spizthürme (wie man sie auch in Tirol findet) — nicht auf den häufigeren Kreuzen, Motivtafeln, Siedeleien, Kapellen und den treuherzigen Grusworten: „Gelobt sey Jesus Christ!“ — Genug, das Factum besteht — jeder zartfühlende Reisende wird sich davon überzeugen. Mag ein scharfsinniger Leser das Räthsel genügend lösen; wir begnügen uns, indem wir das tief unter uns liegende Land und seine Menschenwelt vom Gipfel des Gemmi herab mit einigen oberflächlichen Strichen zu schildern uns bemühen, auch hierauf im Vorübergehen hingedeutet zu haben.

2.

### Der Gemmisteig — Sonst und jetzt — Die Leucker-Bäder und ihre Umgebungen — Inden vor sechzig Jahren und jetzt — Fahrt bis Martigny.

Kein Schwindelnder betrete den Gemmipfad abwärts gegen Leuck. Derselbe hat allerdings keine ein-

zige gefährliche Stelle, und die senkrecht in eine grauenvolle Tiefe von etwa 1800 Fuß abstürzende Felswand wird in vielfachen bequemen Krümmungen zurückgelegt, welche an bedenklich scheinenden Stellen sogar mit einer Brustwehr geschützt sind, der schmale Pfad indessen, die häufigen Bewegungen, bei welchen man oft bis auf wenige Schritte keinen anderen Ausweg vor sich sieht, als in den grauenvollen Abgrund. Der grelle Anblick des letzteren und der Berge in der tiefen Vogelperspective, welche sich wellenförmig zu bewegen scheinen, vor den angstbewegten Augen; alles dieß möchte bei'm Hinabsteigen wohl eine allzulebhafte Wirkung auf ein unerprobtes Haupt hervorbringen. Wirkliche Gefahr dürfte jedoch allerdings auf dem früheren Steige bestanden haben, ehe der gegenwärtige merkwürdige Saumweg in den Jahren 1737 bis 1741 von den Kunstgeübten Händen unerschrockener Tiroler in den Fels gebrochen wurde. Wie wird wohl die Welt, gerade vor einem Jahrhundert, über diese kühne Beganlegung erstaunt und dieselbe den 7 Weltwundern an die Seite zu setzen versucht gewesen seyn! — Ein Jahrhundert später dachte man aber ganz ernstlich daran, die Riesenmasse des Gemmi mittelst eines Tunnel zu durchbohren, und somit das Rhonethal mit Thun und Bern in geradester Richtung mittelst einer Chaussee oder wohl gar einer Eisenbahn, welche ohne Schwierigkeit bis Lyon fortgesetzt werden könnte, zu verbinden. Und zu dieser Riesenaufgabe sollten die Cantone Bern und Wallis allein die Kraft- und Geldmittel herbeischaffen.

Wir brauchen aber eben nicht ein Jahrhundert in die Wagschale zu legen; auch wenige Jahrzehnte messen oft mit ganz verschiedenen Maassen. Als der Weltcolosß Napoleon die weltberühmte Simplonstrasse anlegte, posaunte alle Welt von dem neuen Weltwunder; als aber einige Jahrzehnte später der arme Canton Wallis das Weltwunder, dessen Glanzseite freilich die italienische ist, wenigstens auf schweizerischer Seite als unzulänglich und verfehlt angelegt erkannte und die ganze Strasse auf seiner Seite weit großartiger und vollendeter mit ungeheurem Aufwande umlegte, so wurde, nachdem so viel gehandelt worden war, wenig darüber gesprochen. — Schwindelfreie Alpenbezwinger hüpfen im fröhlichen Galoppe über das Zickzack des Gemmisteiges — jenen gleichsam über die Kalkwand herabgefahrenen und versteinerten Bliz herunter, nur bei einigen der pittoresksten Stellen verweilend, um die großartigen Naturbilder mit Muße in's Auge zu fassen. Die entsprechendsten Ruhepunkte gewähren die Gallerien, jene Strecken, wo sich die Felsen weit überhän-

gend ob dem Haupte des darunter wegschreitenden Wandrers wölben und ihm den Anblick des Himmels verbauen. Die kleine Gallerie, über 6300 Fuß über dem Meere, läuft 600 Fuß lang, die große, bei 400 Fuß tiefer, 1000 Fuß lang längs der Felswand fort. Hier findet man die schauerlichsten Wandungen am Abgrunde, von welchem uns jedoch eine 3 Fuß hohe Schutzwehr schirmend trennt. — Auf der beengtesten Stelle hängt an der jenseits der Schutzmauer vorspringenden senkrechten Felswand eine halbvermorsthete Leiter herab, ehemals wahrscheinlich zu der Siedelei führend, deren hölzerne Trümmer, einem verödeten Vogelneste vergleichbar, man hoch oben in dem beinahe unzugänglichen Winkel einer Schlucht erblickt. Nach einer halben Stunde standen wir am Fuße des Berges, welcher als ungeformte überhängende Riesenmasse über uns herstarrte. — Nicht die geringste Spur des so eben zurückgelegten Pfades ist von unten bemerkbar; derselbe ist nicht sowohl an als in den Felsen hinabgeführt. Dieser Absturz des Gemmi nach Süden ist dem Mineralogen besonders deshalb so außerordentlich interessant, weil man nirgends anderswo in der ganzen Alpenkette die Hochgebirgskalksteinformirung so genau von oben herab, Schicht auf Schicht, studiren und, wie Ebel sagt, gleich einem Buche bequem entblättern kann. Spuren des — wohl in vorhistorischer Zeit hier stattgefundenen ungeheuern Bergsturzes finden sich in den riesenhaften Trümmern, welche man nicht nur am Fuße des Gemmi, wo sie wie bleiche Geistergestalten zwischen den schwarzen Zwergtannen hervorlugen, sondern auch weit hinab im Rhonethal antrifft. Auch dem ungeübten Blicke des Laien kann es nicht entgehen, daß der Gemmi, welcher seinen Namen von zwei nicht mehr bestehenden hohen Felsenhörnern erhalten haben soll, früher eine ganz andere Gestalt als gegenwärtig besessen haben mußte. Jedem Reisenden von Gefühl läßt das von unten betrachtete Bild dieser entsetzlichen Felswand — einer ungeheuern durch irgend einen Zauber zu Stein erstarrten Schwefelwolke vergleichbar — einen ganz eigenen unvergessbaren Eindruck zurück, wie wohl der ganze Alpenzug, vom Montblanc bis zur Adda, keinen ähnlichen darbieten dürfte. — Bei der halbstündigen Wanderung vom Fuße des Gemmi bis zu den Leucker-Bädern kehrt sich unsere Blicke unwillkürlich immer wieder rückwärts, um sich diesem, bei zunehmender Entfernung immer großartiger heranwachsenden Schauspiel hinzugeben. — Um die zwölfte Stunde in den Bädern angelangt und das uns angerühmte hôtel, maison blanche, betretend, fanden wir das Drama der table d'hôte bereits bei'm letzten Acte, da man hier

schon um die elfte Stunde zu tafeln pflegt. Wir mußten uns daher mit dem Abhube des eben nicht reichlich besetzten Tisches begnügen, erhielten dafür aber auch höchst honetter Weise, die Hälfte des gewöhnlichen Preises als petit diner aufgerechnet. Man declamirt so viel über Geldprellerei in der Schweiz; ich frage dagegen ganz einfach, wo anders als eben in der Schweiz, man sich einer solchen Billigkeit zu versehen, und ob man in den meisten anderen Orten sich nicht, als Spätling post festum, einer doppelten und dreifachen Kreide zu erfreuen oder vielmehr zu betrüben gehabt hätte? — Die diesmal eben nicht zahlreichen Mittagsgäste waren lauter Franzosen, die überhaupt gern plaudern mögen, hier aber, wo es nach dem Bade durchaus nichts anderes zu thun und keine Ergötzlichkeiten giebt, als die man sich etwa selbst gelegentlich macht, diesem Naturzuge noch lieber, als anderswo, folgen mochten. Jedes dieser Individuen sprach wohl in einer Viertelstunde mehr, als eine ganze deutsche Gesellschaft in einem ganzen Gesellschaftsabende, und Aussprache, so wie Inhalt des Gespräches, verrieth Franzosen von Bildung, vielleicht größtentheils Pariser, bei welchen diese Bäder überhaupt sehr beliebt und in der Mode seyn sollen, wie sie z. B. auch Madame Thiers besuchte. Der männliche Theil bestand freilich mehr aus Halbinvaliden von Sichtbrüchigen und pensionirten Officieren, desto mehr en pretension waren aber, in Haltung und Toilette, die anwesenden Repräsentantinnen des schönen Geschlechts, von dem überhaupt die hysterischen Patientinnen nicht immer die uninteressantesten sind. Vollkommen überzeugt ward ich dabei, daß der Trohsinn des guten Parisers und sein Talent, sich und Andere zu amüsiren, selbst in einem Exile, wie Leuck, oder im französischen Munde Louèche, welches ihm immerhin als ein kleines Kamtschatka erscheinen mag, eben so unverwüßlich, wie im Palais royal, fortbesteht.

Nach Tische besahen wir das Hauptbadehaus, das sogenannte Herrenbad, ein zwar geräumiges, aber finstres und unfreundliches hölzernes Gebäude, das uns — zumal bei der jetzt allgemein herrschenden Eleganz — wohl um ein halbes Jahrhundert zurückversetzt, zugleich aber als der sicherste Beweis für die Heilkräftigkeit dieses fortwährend stark besuchten Bades gelten mag, denn offenbar geht man nicht hierher, sich zu amüsiren, sondern nur sich zu curiren. Zum Stücke wird durch die sehr strenge Badecur ein großer Theil der Zeit in Anspruch genommen. In diesen elenden, am Dache halb offenen Badehütten sitzen in jedem der abgetheilten hölzernen Kästen, deren etwa 4 in jeder

Hütte, über 20 Personen, Herren und Damen untermischt, beisammen, denn das gemeinschaftliche Baden beider Geschlechter ist nach Ebel's etwas wunderbar klingender Bemerkung hier nicht etwa nur üblich, sondern sogar nothwendig. Man beginnt mit einer halben Stunde täglich und steigt allmählig bis auf 8 Stunden im Tage. Ob in diesen gemeinschaftlichen Bädern keine Ehen geschlossen oder wenigstens beschlossen werden? — Zeit und Gelegenheit, sich gegenseitig gründlich kennen zu lernen, könnten wenigstens nicht günstiger zusammentreffen. (Fortf. folgt.)

### Ueber den Leipziger Literaten-Verein.

Am 28. November fand eine außerordentliche Versammlung im Saale des rheinischen Hofes statt, in welcher der Entwurf einer Petition um Censurerleichterung berathen ward. Die Petition selbst, von R. Blum meisterhaft ausgearbeitet, führte die interessantesten Debatten herbei. Später wird der Aufsatz für die Vereinsmitglieder gedruckt werden. Gegenwärtig besteht der Verein aus 83 Mitgliedern. Es sind folgende: Th. Apel, J. E. Barthels, M. Bauschke, J. Becker, Dr. A. Berger, Dr. W. Bernhardt, Prof. Dr. Biedermann, R. Binder, R. Blum, M. v. Bobrowicz, Ad. Böttger, Ch. Brandon, Prof. Dr. Braune, Dr. Ed. Brinckmeier, L. und H. Brockhaus, Regierungsrath Buddeus, Gerichtsdirector Buddeus, Prof. Bülow, v. Corvin-Wiersbitzki, Dr. A. Diezmann, P. Düringer, Dr. K. A. Espe, Prof. Flathe, Dr. W. Fink, Dr. J. Fürst, Legationsrath Gerhard, Advocat Graichen, Dr. E. Gretschel, J. G. Günther, Dr. H. A. Hacker, Dr. Haltaus, J. Hammer, J. Heinke, W. Held, Dr. R. Heller, Dr. E. Herloßsohn, Advocat E. Hermsdorf, Dr. Hirsch, S. Hirtzel, Dr. Höpfer, Dr. R. John, J. P. Jordan, Dr. E. Kabe, Dr. A. Kaiser, J. Kaufmann, Prof. Dr. R. Kloß, Advocat D. Koch, E. Köhler, W. Köbel, Dr. G. Kühne, Dr. A. Kurzel, Dr. H. Laube, Dr. Lippert jun. A. Loring, Dr. W. E. Lysius, Dr. Ds. Marbach, H. Marggraff, J. de Marle, Dr. E. Meyer, Dr. R. Michaelis, Dr. R. Raumann, Th. Selckers, E. M. Dettinger, Pr. Dr. Rabiüs, Dr. R. Ramshorn, Dr. A. E. Reichenbach, R. Reimer, Dr. F. Saff, Dr. Schellwig, Dr. Schletter, Dr. R. E. Schmidt, J. Seybt, Dr. E. Singer, Dr. F. Steger, E. Tarnowski, Prof. Dr. Theile, Dr. Weinlig, Prof. Dr. Weiske, Otto und Georg Wigand, Ernst Willkomm und Dr. H. Wuttke. — Auch der oberflächlichste Ueberblick dieser Namen zeigt, daß es keine Richtung der Literatur giebt, welche hier nicht ihre Anbauer und Vertreter fände.

Ladislaus Tarnowski.

## Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

### Correspondenz-Nachrichten.

#### Meklenburgische Zustände.

(Fortsetzung.)

Die Regierung scheint nur Meklenburger von ächtem Style regieren zu wollen; und in dieser muthmaßlichen Absicht ließ sie sich jüngst unterm 29. April dieses Jahres in einem Rescript über Censurpolizei an die Schriftsteller und Buchhändler des Landes folgendermaßen vernehmen:

„Daß kein der Censur unterworfenen Buch von einem inländischen Buchhändler, als Verleger oder als Commissionair des Autors, oder von dem Autor selbst, ohne zuvorige Genehmigung unserer Regierung im hiesigen Großherzogthum debitirt oder vertheilt werden darf, daß es mithin inländischen Buchhändlern oder Autoren nicht gestattet seyn soll, Scripturen in einem andern Bundesstaat censiren und drucken, sodann aber im Inlande debitiren zu lassen, ohne zuvor zu diesem Debit die Concession der Regierung erhalten zu haben.“

Die Regierung hier commentirt also bundesstaatliche Patentverordnungen, leider, wie es allzuerstlich ist, zum geistigen Nachtheil ihres Landes\*). Daher bleibt es denn auch in seinem intellectuellen Fortschritt zurück; seine paar Schriftsteller, umgeben von profanirender Geistlosigkeit, haben dem Anscheine nach die Feder niedergelegt, weil sie einschen, tauben Ohren gepredigt zu haben. Und wenn nun also wirklich der Meklenburger durch den unerklärlichsten Impuls plötzlich der Fahne des Fortschreitens huldigen wollte, wem könnte er folgen, würde er nicht in dieser vom Himmel gefallenen Revolution über seine eigenen ungewohnten Beine stolpern? Er, der ja kein Licht der Welt kennt als die Sonne, und keine Wahrheit als die seiner physischen Existenz!

So steht's um Meklenburg's Sinn für die Festwelt; so schreitet die Wache der Intellectualität und Moralität, die Censur, vor dem dämmerigen Geistesstübchen des Meklenburgers auf und ab mit unnötigem Argusauge — weil ja doch Keiner kommt, der verbotene Spende dem Abgesperrten bringe. Und trotz dieser Wache, die nur auf den Schleicher lauscht, sieht sie nicht den colossalen Kobold der Rebellion mit pathigem Schritt in's Land hereintraben: Hoffmann v. Fallersleben's unpolitische Gedichte sind ungestraft im Lande zu Kauf; Herwegh's Freiheitslieder stehen hier Jedem zu Dienst durch das Medium des Buchhandels. Horreur! und man verbrennt sie nicht, man jagt sie nicht mit Peitschen über die Grenze! — Du lieber Gott! die Regierung sieht vielleicht ein, daß sich doch Niemand, oder nur Wenige, um dergleichen

\*) Die Redaction würde es mir wohl nicht sonderlich hoch anrechnen, wollte ich hier die Meklenburgischen Censurangelegenheiten, die ich vor ganz Kurzem erst in den „Grenzboten“ behandelt, in ihrer ganzen Länge und Breite wiederkäuen.

Der Verfasser.

Capalien kümmern; wie sollte auch der phlegmatische Meklenburger auf die horrende Idee kommen, ein Freigeist zu werden. —

Das war also die Censur, die Vorkosterin des Geschmacks — jetzt zur Bühne, der Leiterin, der Verbesserin desselben. Auf ihr sieht's denn hier in Schwerin freilich äußerlich brillant genug aus; aber auch der deutsche Betzter Michel trägt, nach seinem neuesten politischen Contrastei, eine große Keule und blankgewichste Stiefeln — und ist eben deshalb gerade ein Michel. Es ist der Intendantur des Schweriner Hoftheaters dankbar anzuerkennen, daß sie sich bemüht, Notabilitäten der Künstlerwelt an sich zu ziehen, ihrer Bühne einen Anstrich von Großartigkeit und Eleganz zu geben, was ihr denn auch einen jährlichen nicht unbedeutenden Zuschuß erforderlich macht; das Theatergebäude selbst ist schön, man hat es mit dem allgemeinsten Interesse aufgeführt, da das alte durch Vermittelung der „Stimmen von Portici“ in der Nacht des 23. Aprils 1831 abbrannte. Nur hätte man ihm eine mehr dem Mittelpuncte der Stadt nahe Lage geben und sich dadurch die unsägliche Mühe ersparen sollen, seinen morastigen Grund nahe dem Ufer des Schweriner Sees tragend zu machen; dabei sich in Acht nehmen müssen, den ohnehin unsterblichen Schiller in seiner Apotheose am Giebel des Gebäudes zu carrikiren und die ihn in Relief umspringenden Musen etwas musenartiger schön zu fertigen, daß auch andere Leute als Schiller an ihnen Geschmacks zu finden im Stande wären. — In diesem colossalen Gebäude von etwa 170 bis 180 F. Länge und wohl 80 Fuß Breite begeistert nun die Schlegel, diese schöne in der ganzen Kunstwelt anerkannte Sängerin, freilich mit bekanntem sehr mittelmäßigem Spiel, die Schweriner, gewinnt Clara Stich einen sich stets gleichen tumultuarischen Applaus; ist Baumeister engagirt, dieser treffliche Mime, und neuerdings auch die Bröge vom Rigaer Stadttheater. Das sind denn Alles Helden des Gesanges und der Mimik, die ungerechnet, welche die Schweriner selbst an den Himmel ihres Beifalls erhoben; aber sie werden hier nur einseitig angefeuert, nicht so, wie es der Fall seyn würde, wären sie mehr dem Zusammenfluß des künstlerischen Treibens nahe geblieben, anstatt hier Furore zu machen, wo der Dilettantismus selbst unter den Wohlhabenden zur Gewohnheitsgeschichte geworden, da der frühere stets heitere und aufgeweckte Großherzog Paul Friedrich seine mittelbare sowohl als unmittelbare Umgebung so gern im Theater, seinem Steckpferde, sah; wo die Seele des Dilettanten zum Schlandrian des Schülers geworden, der alle Tage zur Schule muß. Dabei wird denn natürlich auch die Berufserkenntniß des Künstlers, dieser schöne Begeisterungsfunke, zum düstern Lampenflämmchen, und die Kunst verliert in diesem ihre Seele; denn das Talent allein ist nicht zugleich das anfeuernde Prinzip, welches das Talent zur Kunst treibt; nur die Begeisterung vermag das Letztere, wie nur das Talent eine Kunst zu gewinnen. (Beschluß folgt.)

## Die Abend-Beitung

wird auch im Jahre 1843 in derselben Maasse wie bisher fortgesetzt werden. Der Reichthum, wie die Gediegenheit der Mittheilungen, die Sorgfalt der Auswahl und die nie verletzte Rücksicht auf Sittlichkeit und Würde, sollen auch ferner darin nicht vermist werden. So hofft sie den Beifall und die Theilnahme der Gebildeten, deren sie sich so lange bereits erfreute, auch künftig sich zu erhalten. Bestellungen darauf werden baldmöglichst bei der **Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig und Dresden** erbeten.

Ch. Hell.

Nebst dem Buch- und Kunst-Anzeiger Nr. 33 der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig.